

Danielle
Hawkins

Frühstück
mit

Katze & Co.

LESEPROBE

Roman

Marion von Schröder

Danielle Hawkins

Frühstück mit Katze & Co.

Roman

Aus dem Englischen von Nina Bader

Marion von Schröder

Als Samstagabend das Telefon klingelte, lag ich in der Dusche auf den Knien und schrubbte verbissen an einem Schimmelstalaktiten herum, den ich gerade unter dem Seifenbehälter entdeckt hatte. Am liebsten hätte ich das Klingeln ignoriert – nachdem ich die Dusche einmal in Angriff genommen hatte, wollte ich mein Werk auch beenden –, aber ich hatte Bereitschaftsdienst, also stand ich auf und griff um den Duschvorhang herum nach dem Telefon.

»Hallo?«

»Was machst du gerade?«, fragte mein Cousin Sam.

»Ich putze die Dusche.«

»Kommst du zu Alistair Johnsons Party?«

»Nein, ich habe Bereitschaftsdienst.«

»Na und? Sie findet in der Feuerwache statt. Von da ist es doch nicht so weit zur Klinik.«

»Ich habe keine Lust«, wehrte ich schwach ab.

»Stell dich nicht so an«, erwiderte Sam. »Komm schon, gib dir einen Ruck. Es würde dir guttun, mal rauszukommen.«

Das ärgerte mich, hauptsächlich deshalb, weil mir schwante, dass er recht hatte.

Die Straße vor der Feuerwache von Broadview war mit Autos verstopft, als ich dort ankam, und eine Horde von Jugendlichen drängte sich vor dem Eingang.

Sam schaute sich drinnen auf dem Großbildschirm das Rugbyspiel an. »Mein Gott«, schimpfte er gerade, »gib das verdammte Ding doch einfach *ab* ... Scheiße, er hat's vermasselt. Dämlicher Idiot!«

»Hi, Sammy«, sagte ich. Sam ist mein Lieblingscousin; er verkauft bei Alcot's Farm Machinery Traktoren und automatisch abladbare Anhänger und anderes landwirtschaftliches Gerät. Er hat ein freundliches, rundes Gesicht, zu allen Seiten abstehende braune Haare und versprüht einen frischen, jugenhaften Charme. Sicher könnte er sogar Eskimos Eis verkaufen. »Ist Alison hier?«

»Bis vor einer halben Stunde war sie da«, entgegnete Sam. »Aber dann habe ich gesehen, wie sich Hamish Thompson an sie herangemacht hat, deshalb kann es sein, dass sie sich verdrückt hat.«

»Warum hast du sie nicht gerettet?« Aber er hatte seine Aufmerksamkeit schon wieder dem Spiel zugewandt, also machte ich mich selbst auf die Suche.

Ich war gerade drei Schritte weit gekommen, als ich direkt vor mir Briar Coles erspähte. Briar war im letzten Highschooljahr und wollte unbedingt Tierarzhelferin werden. Sie hatte drei Monate lang jeden Mittwoch bei uns in der Klinik ausgeholfen, bis mein Chef es nicht länger ausgehalten und die Schule gebeten hatte, sie nicht mehr zu uns zu schicken. Sie war sehr lieb, hatte einen sehr begrenzten Horizont, und sie folgte einem auf Schritt und Tritt, erzählte von ihren Ponys, ihrem Hund und ihrem Dad und stand einem im Weg, bis man versucht war, dem armen Mädchen irgendetwas an den Kopf zu werfen.

Ihr Gesicht hellte sich bei meinem Anblick auf, und ich handelte angesichts dieses Notfalls prompt, wenn auch feige: Ich lächelte, winkte und verschwand eiligst durch eine Seitentür.

Als ich um das Gebäude herumhuschte und mich in ein schattiges Eckchen zurückzog (Briar gehörte zum hartnäckigen Typ Mädchen), stolperte ich über ein quer über den Weg gestrecktes Bein. Ich taumelte vornüber, aber eine große Hand packte mich fest am Pullover und zog mich wieder hoch.

»Danke«, keuchte ich atemlos.

»Helen?«, rief Briar, und ich wich in den Schatten neben dem Besitzer des Beins zurück.

»Gehst du jemandem aus dem Weg?«, erkundigte er sich.

»Psssst«, zischte ich, worauf er gehorsam verstummte. Einen kurzen Moment herrschte Stille, die zum Glück von sich entfernenden Schritten unterbrochen wurde, und ich seufzte erleichtert.

»Du bist nicht unbedingt gesellig, oder?«

»Das sagt der Richtige«, gab ich zurück.

»Stimmt«, räumte er ein.

»Vor wem versteckst *du* dich denn?«

»Vor allen«, erwiderte er verdrossen.

»Aha. Dann lass ich dich wohl besser in Ruhe.«

»Warte lieber noch einen Moment«, riet er. »Sie könnte noch in der Nähe sein und auf der Lauer liegen.«

Dieses Argument war nicht von der Hand zu weisen, also lehnte ich mich neben ihm an die Ziegelmauer. »Du musst nicht unbedingt mit mir reden«, sagte ich.

»Danke.«

Wieder trat Stille ein, aber es war eher ein freundschaftliches als unbehagliches Schweigen. Nichts erzeugt ein größeres Kameradschaftsgefühl als gemeinsames Herumlungern im Schatten. Ich musterte den Unbekannten verstohlen von der Seite und stellte fest, dass er doppelt so groß war wie jeder normale Mensch. Er war mindestens zwei Köpfe größer als ich und gebaut wie ein Panzer. Aber er hatte eine angenehme

Stimme, also würde er sich mit etwas Glück als ein gutmütiger Riese entpuppen, nicht als einer, der dich in Fetzen reißt, sobald er auch nur einen Blick auf dich geworfen hat.

»Also ...«, sagte der Riese endlich. »Warum versteckst du dich vor diesem Mädchen?«

»Sie ist der langweiligste Mensch auf dem Planeten«, erklärte ich.

»Das ist eine kühne Behauptung. Es gibt viele Anwärter auf diesen Titel.«

»Vielleicht übertreibe ich ein bisschen. Aber sie schafft es eindeutig unter die ersten fünfzig. Warum bist *du* denn zu dieser Party gekommen, wenn du dich doch nur in dunklen Ecken herumdrückst?«

»Ich wurde hierher verschleppt«, gab er zurück. »Obwohl ich mich mit Händen und Füßen gewehrt habe.« Er drehte den Kopf zu mir, um mich anzusehen, und lächelte.

»Aha«, bemerkte ich keck. »Dabei hast du dir wohl auch das Veilchen geholt.« Es war sogar im Halbdunkel ein Prachtstück – geschwollen und violett angelaufen. Außerdem hielt eine Reihe von Pflastern eine Platzwunde an seiner rechten Augenbraue zusammen, und mir kam plötzlich der Gedanke, dass es vielleicht nicht allzu klug war, sich in dunklen Ecken mit großen, ungeselligen Fremden zu unterhalten.

»Nö«, erwiderte er. »Ich bin mit einem harten tonganischen Knie in Berührung gekommen.«

»Das war unvorsichtig.«

»Ja, nicht wahr?«

Ich stieß mich mit einem kräftigen Schwung von der Wand ab und richtete mich auf. »Dann lass ich dich jetzt allein. Nett, dich kennengelernt zu haben.«

»Ganz meinerseits.« Er streckte mir die Hand hin. »Ich bin Mark.«

Ich ergriff sie, und wir schüttelten uns feierlich die Hand.
»Helen.«

»Was machst du denn, wenn du nicht gerade vor dem langweiligsten Mädchen auf dem Planeten flüchtest?«, fragte er.

»Ich bin Tierärztin«, erwiderte ich. »Und du?«

»Ich spiele Rugby.«

»Oh.« Das war ein legitimer Grund dafür, ein tonganisches Knie ins Gesicht zu bekommen – ich hatte angenommen, es wäre die Art von Verletzung, die man bei einer Schlägerei im Pub davonträgt. »Professionell, meinst du?«

»Yeah.«

»Wo denn?«

»Auckland«, sagte er.

»Für die Blues?«

»Ja.«

»Das ist wirklich eine große Sache«, sagte ich bewundernd.
»Schön für dich.«

Er lächelte. »Danke.«



Ich ging um das Gebäude herum und an der Horde von Jugendlichen vorbei durch die Vordertür wieder hinein. Sam hatte der Rugbyübertragung den Rücken zugekehrt und unterhielt sich stattdessen mit meiner Freundin Alison. »Hi, Leute«, sagte ich.

»Wohin bist du denn verschwunden?«, wollte Sam wissen.

»Briar Coles hat mich gesehen, also habe ich mich für eine Weile in Sicherheit gebracht«, erklärte ich. »Sammy, kennst du jemanden namens Mark, der über zwei Meter groß ist und für Auckland Rugby spielt?«

»Meinst du ihn?«

Ich folgte seinem Blick quer durch den Raum zu der Stelle, wo ein großer, dunkler, kräftiger Mann mit ziemlich lädiertem Gesicht neben einem Mädchen im Teenageralter stand, während ein anderes mit ihrem Handy ein Foto von den beiden machte. »Das ist er«, bestätigte ich.

»Helen, du stehst heute wirklich auf der Leitung«, erwiderte Sam. »Das ist Mark Tipene.«

Ich sah genauer hin und lief vor Scham hochrot an. »Ich habe ihn gerade gefragt, womit er seinen Lebensunterhalt verdient.«

»Was hat er geantwortet?«, fragte Alison.

»Er sagte, er würde für Auckland Rugby spielen.«

»Tja«, sagte Sam trocken, »das tut er in der Tat.« Wenn er nicht gerade für unsere Nationalmannschaft, die All Blacks spielte, wo er, wie sogar ich wusste, seit Jahren als der weltbeste Zweite-Reihe-Stürmer galt.

»Wie um alles in der Welt kommt denn Mark Tipene hierher?«, fragte ich. Man rechnete einfach nicht damit, All-Blacks-Spieler zufällig hinter der Feuerwache einer Kleinstadt in Waikato anzutreffen.

»Anscheinend ist er Hamish Thompsons Cousin«, entgegnete Alison. »Er kann einem nur leidtun.« Hamish war ein stämmiger junger Milchfarmer, dessen Avancen sie immer wieder abwehren musste, seit er in diesen District gezogen war, und ihre Geduld neigte sich dem Ende zu.

Auf der anderen Seite des Raums verabschiedete sich Mark von den Teenagern und wurde sofort von meinem Onkel Simon in Beschlag genommen. Er war der Bürgermeister von Broadview und nahm sein Amt sehr ernst. Der arme Kerl hätte in seinem schattigen Versteck bleiben sollen.

»Da bist du ja, Helen«, sagte eine Stimme hinter meiner linken Schulter.

»Hi, Briar«, erwiderte ich matt und drehte mich um. »Wie geht es dir?«

»Bestens. Weißt du was?«

»Was?«, fragte ich ergeben.

»Dad lässt Millie gerade von einem Araberhengst drüben in Hawke's Bay decken!«

»Wow.«

»Und er sagt, ich kann das Fohlen ganz allein ausbilden.«

Ich erfuhr alles über die Pferdetrainingsmethoden von Briars Vater und dazu einiges über Briars neuen Westernsattel, bis das Handy in meiner Jeanstasche summt. »Sorry, Briar, aber das wird ein Notfall sein ... Hallo?«

»Helen? Fenella Martins Katze braucht einen Kaiserschnitt«, sagte die Nachttelefonistin, die nie Zeit mit Smalltalk verschwendete.

Es schien nicht meine Nacht zu sein. Fenella Martin züchtete Siamkatzen und war die Pest auf zwei Beinen. »Okay. Ich treffe sie in fünf Minuten in der Klinik.« Ich schaltete das Telefon aus. »Sorry, Briar, ich muss weg.«

Als ich in der Menge nach Sam oder Alison Ausschau hielt, um ihnen zu sagen, dass ich gehen musste, sah ich, dass Mark Tipene noch immer in ein angeregtes Gespräch mit Onkel Simon verstrickt war. Offenbar war dies auch nicht seine Nacht.



Fenella, eine ausgesprochen unangenehme Frau um die fünfzig mit langem, zotteligem rotem Haar und langen, zotteligen schwarzen Röcken, trat vor der Tür nervös von einem Bein aufs andere, als ich bei der Klinik ankam. Züchter sind oft ein bisschen exzentrisch, aber Fenella war wirklich ein verrücktes Huhn.

»Es geht um Farrah«, rief sie. (Fenellas Lieblinge tragen alle Namen, die wie der ihrer Mummy mit F beginnen.) »Es ist ihr erster Wurf. Sie hat gegen vier Uhr heute Morgen zwei in meinem Bett bekommen, aber danach hat sich nichts mehr getan.«

In ihrem Bett. Reizend.

»Gut«, entgegnete ich. »Ich schließe auf, während Sie sie aus dem Auto holen.«

»Sie werden den Korb tragen müssen«, seufzte Fenella. »Mein Rücken bringt mich um.«

Die arme Farrah war selbst noch sehr jung, zu klein und unterernährt. Sie lag auf der Seite auf dem Tisch im Behandlungsraum und atmete schwer. »Schsch, Baby«, gurrte Fenella. »Mummy ist hier. Mummy lässt nicht zu, dass dir was passiert.«

Angesichts der Tatsache, dass Mummy die arme Katze fast vierzehn Stunden lang in der zweiten Phase der Geburt hatte liegen lassen, bevor sie es für nötig erachtet hatte, sie herzubringen, überwältigte mich diese Bemerkung nicht unbedingt. Ich schob einen behandschuhten, mit Gleitmittel eingeriebenen Finger in den Geburtskanal und stieß auf eine fest im Becken klemmende Nase. »Ich kann den Kopf des Kätzchens ertasten, aber er ist groß und ihr Becken ziemlich eng. Ich glaube nicht, dass es auf natürlichem Weg auf die Welt kommt.«

»Das weiß ich«, versetzte Fenella. Sie zog ein zusammengeknülltes Taschentuch aus ihrem Ausschnitt und schnäuzte sich geräuschvoll die Nase. »Nun machen Sie schon.«

Kaiserschnitte machen meistens Spaß, bei diesem war das allerdings nicht der Fall. Fenella bestand darauf, während des gesamten Eingriffs zugegen zu sein, und stellte jede meiner Maßnahmen in Frage.

»Warum hängen Sie sie an den Tropf? Nick legt meine Katzen nie an den Tropf.«

»Um sicherzugehen, dass ihr Blutdruck nicht abfällt. Und wenn ich ihr irgendetwas intravenös verabreichen muss, ist der Zugang schon gelegt.«

»Nun, ich zahle jedenfalls nichts extra, nur weil Sie Ihr Handwerk nicht verstehen. *Nick* muss meine Katzen nie an den Tropf hängen.« Der Grund dafür, dass Nick das nicht tat, war, dass sie in der Regel ihre Rechnungen in Monatsraten von fünf Dollar abstotterte und er nicht gern Geld ausgab, von dem er wusste, dass er es nie wiedersehen würde.

Fenella zupfte ihren Schlüpfel zurecht und fragte: »*Wissen* Sie eigentlich, was Sie da tun?«

Jetzt hätte ich antworten sollen: »Na ja, ich habe noch nie eine Operation durchgeführt, aber ich habe jede Menge Folgen von *Grey's Anatomy* gesehen und brenne darauf, es selbst einmal zu versuchen«, aber geistreiche Antworten fallen mir nur in der Abgeschiedenheit meines Schlafzimmers ein, wenn ich mir ausmale, wie das Gespräch verlaufen wäre, wenn ich mehr Mut aufgebracht hätte. »Ja«, erwiderte ich ernst, dabei zog ich eine Spritze mit Anästhesiemittel auf. »Ich habe schon viele Kaiserschnitte gemacht. Zuletzt habe ich in einer Kleintierpraxis in England gearbeitet.«

»Ich vergöttere meine Tiere«, schwärmte Fenella. »Die Kosten spielen da keine Rolle.« Bei säumigen Schuldnern spielen Kosten nie eine Rolle, weil sie ohnehin nicht die Absicht haben, ihre Rechnungen zu bezahlen.

Im Uterus befand sich nur noch ein Junges, das so fest im Beckeneingang steckte, dass ich Mühe hatte, es herauszuziehen. Ich gab es Fenella, die es liebevoll in ein Handtuch einwickelte und abrieb. Was zwar dem Kätzchen nicht half, denn es war eindeutig tot, dafür aber mir. So konnte ich den Uterus

und die Muskelschicht nähen, bevor sie wieder aufblickte, und musste daher nur Bemerkungen wie: »Sie sollten einen stärkeren Faden als diesen hier benutzen« und »Die Stiche liegen viel zu eng beieinander« über mich ergehen lassen, während ich die Haut zusammennähte.